

Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Seufzer, der besagte: „Mit euch Kleinstädterinnen ist ja nichts Vernünftiges anzufangen!“ warf er sich herum und wandte ihr den Rücken zu. Lange herrschte Grabesstille. Das war nun auch wieder nicht in ihrem Sinne. Sie hätte das muntere Neckspiel stundenlang fortsetzen mögen.

„Erzählen Sie mir doch, woran Sie jetzt gerade arbeiten. Sagten Sie nicht, daß Sie auch komponieren? Aber was denn? Lauter Jazzmusik?“

„I wo. Lieder, Klavier- und Orchesterstücke.“

„Wirklich? Auch Lieder? Ah, könnten Sie mir nicht eines, das Ihnen besonders lieb ist, vorsingen?“

„Nein. Ohne Klavierbegleitung wirken sie nicht. Da müssen Sie sich schon mal in meine Wohnung bemühen — dann will ich Ihnen herzlich gern einiges vorspielen.“

Wieder eine ganz unerhörte Zumutung! Meinte er das im Ernst? Hielt er es denn selbst für angängig? Ihr wurde ganz wirr im Kopf. Nur, um ihn auf die Probe zu stellen, fragte sie: „Könnten Sie das nicht ebenso gut bei mir zu Hause tun? Wir haben einen erstklassigen Bechstein.“ Dabei wußte sie genau, daß ihre Eltern dergleichen nie gestatten würden. Ein Mitglied der Jazzband auf Schloß Windegg — o Gott!

„Gewiß!“ erklärte er unbefangen. „Es müßte aber an einem Montagnachmittag sein. Sonst bin ich nur vormittags frei!“

„Ich ich muß das natürlich erst mit meiner Mama besprechen!“ gestand sie beschämt.

Er lachte mitleidig: „Na, sehen Sie! Bei mir wäre das viel einfacher. Ich wohne ja in nächster Nähe Ihrer Schule. Fragt sich nur, ob Sie soviel innere Freiheit besitzen. Aber da happert es, wie mir scheint?“

Der Vorwurf war sehr ungerecht, nachdem sie durch ihr heutiges Erscheinen das Gegenteil bewiesen hatte. Begriff er denn nicht, in welch' engen durchsichtigen Verhältnissen ein Mädchen, wie sie, hier zu leben gezwungen war? Keine ihrer Freundinnen würde ein solches Wagnis eingehen. Schon die heutige Extratour konnte, falls sie rückbar wurde, die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Gleichwohl verhielt sie jetzt unter Zittern und Zagen:

„Kann sein, daß ich mal komme. Ich weiß aber nicht, wann!“

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Neues Deutschland.

Nach wie vor haben die Zeitungen keinen Stoff, der so interessant wäre wie die Entwicklung in Deutschland. Vor allem interessierten die Auswirkungen des nationalsozialistischen Wahlsieges das neutrale und nicht neutrale Ausland.

Die Nationalsozialisten setzten in allen Einzelstaaten, wo noch die Bürgerlichen an der Macht saßen, zum Sturm an, und eine der alten Länderregierungen nach der andern fiel. In den Hansestädten wie in Baden, Bayern, Württemberg und Sachsen sitzen nun die Reichskommissare, welche vor allem die Polizeigewalt in Händen haben.

Besonders interessant ging es in Bayern zu. Da hatten die Leute des Kabinetts Held eines Tages nachmittags um 1 Uhr bei Hindenburg angefragt, ob es wahr sei, daß für ihr Land ein Reichskommissar bestimmt sei. Um 6 Uhr kam die Antwort Hindenburgs: Nein, das stimme nicht. Um 8 Uhr marschierten die Nationalsozialisten in München

ein und verlangten die Kapitulation, und Held ging, und am Tage darauf war auch Bayern kommissarisch regiert.

Es sind also doch richtige „Märsche auf Rom“ geschehen, und wenigstens lokal sind Revolutionen und Staatsstrieche durchgeführt worden. Daß es nicht ganz so friedlich gehen werde wie im „gemütlichen Deutschland“ von ehemals, das war zu erwarten. Aber auch dies: Daß die Naziführer ihre Truppen nicht vollkommen im Zaum behalten würden. Das zeigte sich, als in verschiedenen Städten, Berlin vor allem, aber auch Stuttgart und Hamburg, S. S.-Leute die jüdischen Warenhäuser besetzten und nicht eher räumten, bis die Polizei einschritt. Um aber diese Eingriffe der Polizei in die revolutionäre Aktion lahmzulegen, verteilten die Nazis Flugblätter: „Kauft nur bei Deutschen“.

Auch mit andern Programmpunkten der Partei scheinen die Anhänger es ernster zu meinen als die besorgte Führerschaft. Wenn z. B. in Breslau die Sturmtruppen die Börse besetzen und das Publikum hinausjagen, oder wenn sie anderswo die Gewerkschaftshäuser besetzen, so heißt das nichts anderes als Angriff auf das kapitalistische System plus den organisierten Marxismus, wie die einfachen Sturmtruppensoldaten dies verstehen. Um sie nicht allzusehr vor den Kopf zu stoßen, verkündet Hitler, daß das Ziel bleibe: „Vernichtung des Marxismus“, und Göring, Diktator in Preußen, läßt öffentlich bekannt geben, die deutsche Polizei hätte keinen Anlaß, Juden zu beschützen.

Dieses Verhalten hat natürlich Auswirkungen. Hunderte von Judenfamilien fliehen nach Polen, andere berufen sich auf ihre polnische Staatszugehörigkeit und rufen nach der schützenden Hand Warschaus. Und siehe da, schon intervenieren die Machthaber drüben und verlangen Sicherheit für ihre Staatsangehörigen.

Daß dieses neue, gärende Nationaldeutschland aber hinter seiner flimmernden Fassade Gegensätze birgt, kommt an manchmal unscheinbaren Zeichen zum Vorschein, so an Hindenburgs Flaggenerrlaß. Danach werden „bis zur gesetzlichen Regelung der Flaggenfrage“ auf allen öffentlichen Gebäuden vorderhand Hafentrennfahne und Schwarz-weiß-rot nebeneinander geduldet. Auf militärischen Gebäuden und Kriegsschiffen aber allein die Kriegsflaggen. Das heißt mit andern Worten: Hafentrennfahne und Schwarz-weiß-rot sind Konkurrenten — und — die Reichswehr soll unter keinen Umständen den Nazis ausgeliefert werden. Man muß auf die Entwicklung dieser Gegensätze wohl achten.

Die Nazis in Oesterreich.

Auch hier legt sich der Parlamentarismus lahm: Drei Nationalratspräsidenten legen ihr Amt nieder, wegen einer Streitigkeit, die an und für sich auch anders behandelt werden konnte. Und die Gelegenheit eines präsidentenlosen Parlaments will die christlichsoziale Regierung Dollfus benutzen, um sich zur Diktatur umzubilden. Mit Vertagung des Nationalrats, mit Verhinderung von Neuwahlen, mit Notverordnungen, genau wie die deutschen Kabinette seit Brüning, soll verhindert werden, daß der Ansturm der Nationalsozialisten die bisherigen bürgerlichen Regierungsparteien vernichte. Auch die Sozialisten haben die Neuwahlen zu fürchten, und ihr Widerstand gegen die Diktatur Dollfus steht auf schwachen Füßen, müssen sie doch mit der viel schärfern der Nazis rechnen, welche zweifellos dem „roten Wien“ ein Ende mit Schrecken bereiten würden.

Aber die Sache hat noch ein anderes Gesicht: Mit dem Sieg des Nazisturms in Wien stünden wir vor dem An-schluß Oesterreichs an Deutschland, und über den Brenner würde Hitler Mussolini die Hand reichen; damit müßte sich erweisen, ob Frankreich den Mut aufbrächte, das „rote Wien“ und das unabhängige Oesterreich zu retten. Die europäischen Probleme bekommen also plötzlich ein sehr ernstes Gesicht.

Wie sich das auf die Abrüstungskonferenz auswirken mag, wissen die Götter. Sicher ist nur, daß ihre Unsicherheit noch sicherer geworden.

Und Amerika zahlt wieder

Die 12 Bundesreservebanken sind wieder geöffnet; 5000 größere Privatbanken ebenfalls; von der mehrfachen Zahl der Kleinern soll ein gewisser Teil verschwinden; die Auszahlung von Geldern ist gewissen Grenzen unterworfen. Gold darf nur ausgeführt werden, wenn sich die Ausfuhr rechtfertigt. Golddevisen unterliegen ähnlichen Zwangsvorschriften wie seit Jahren in vielen europäischen Ländern; was in Amerika neu zu den bisher bekannten Krisenpraktiken hinzukommt, ist ein Vorgehen gegen die Goldhamsterer; die Bürger sind aufgefordert worden, ihre Goldvorräte den Bundesbanken zur Verfügung zu stellen. Von einem gewissen Tage an wird auf solche Goldauslieferungen eine Steuer gelegt. Diese Steuer steigert sich, wenn man lange zuwartet, und nach einiger Zeit kommt sie einer regelrechten Buße gleich. Sollte aber der Bürger trotz der Bußdrohung dennoch versuchen, auf seinen goldenen — und silbernen — Eiern zu sitzen, so will der Staat es anders probieren. Er hat das Recht, Tresors und Schränke, und wohl auch Sparstrümpfe und Matratzen, zu durchsuchen, und der ertappte hätte sich eine gesalzene Strafe ausgebrütet.

Man hofft, auf diesem Wege das Gold wieder in den Verkehr zu zwingen; und wenn nicht in den Verkehr, so doch in den Banken als Hinterlage für neue Banknoten, die man zirkulieren lassen will. Dies ist das Wesentliche an der plötzlich erzwungenen Bankreform; die Hauptsache: Amerika zahlt wieder. Aber eine weitere Hauptsache ist dabei vergessen worden: Die bisher gehamsterten Noten. Hier hat man keine Ablieferungspflicht stipuliert; diese Noten, die „Goldzertifikate“ sind, repräsentieren auch „Goldwert“, und da sie, nicht das Gold, in erster Linie zirkulieren müssen, und da sie einen Großteil des Zahlungsverkehrs bewältigen müssen, hätte man auch an sie denken müssen. Andernfalls besteht die Gefahr, daß sie sich wie bisher in den Löchern versteckt halten, und daß auch die neuen Noten sich zu ihnen gesellen werden. Und dann mag Amerika bald einen weiteren Bankentwurf erleben.

Man denkt überhaupt, wenn man Roosevelts Anfang betrachtet, an ein Wort aus C. F. Meyers „Huttens letzte Tage“:

Ich aber sprach zu mir: „Das wird nicht gut!
Sein erster Ruf ging nach dem alten Hut!“

Roosevelt weigert sich, an der kommenden Weltwirtschaftskonferenz die Frage der amerikanischen Zölle zur Diskussion zu stellen. Die Festsetzung der Zölle sei das Recht des Kongresses. Er weigert sich auch, auf Sparmaßnahmen zu verzichten, wie sie schon Hoover durchgeführt. Er will die Pensionen der Frontsoldaten herabsetzen, will an Beamtengehältern einsparen u. Was hilft es, wenn er 500 Millionen Dollars einsetzen will, um Notstandsarbeiten auszuführen? Die gesparten Pensionen und Gehälter zerstören weit mehr Kaufkraft, weit mehr Arbeitsgelegenheiten, als der „notstandsarbeitende Staat“ jemals mit einer halben Milliarde Dollars schaffen kann.

Aber vielleicht zwingt das furchtbare Erdbeben in Kalifornien, das 40 Städte heimgesucht und eine unbekannte Zahl von Toten und unzählige zerstörte Häuser zurückgelassen — in Los Angeles, Long Beach u. — verzehrtes Geld auf den Markt. Nur zum Beweis dafür, daß die heutige Wirtschaft schließlich ihre Antriebe aus Katastrophen empfangen muß, wenn ihr die Vernunft keine solchen gibt.

Zur Berufswahl.

Sonntagsgedanke.

Durch die schweizerische Presse ist kürzlich die besorgniserregende Nachricht gelaufen, daß die Schar der Vollarbeitslosen in unserm kleinen Lande die Zahl von 100,000 überschritten hat. Dazu kommen noch etwa 60,000 nur teilweise beschäftigte Leute. Jeder kann sich vorstellen, wie das auf viele Junge wirkt, die ins Leben hinaus treten, auf die Lehrlinge, die ausgeschult sind und sich nach einer Stellung umsehen, auf die reifern Schüler, die erst von ihren Lehrern Abschied nehmen. Der Wettbewerb wird ja überall umso heißer, je größer die Zahl fähiger Anwärter auf bestimmte Posten ist.

Da erscheint auch die Frage nach der Kraft, sich im Leben durchzusetzen, in einem besondern Licht. Es lohnt sich in solchen Zeiten doppelt, die Frage nach dem Sinn des Wortes „Beruf“ gründlich durchzudenken. Wer diese Klärung als Christ vornehmen kann, der stützt dabei auf ein Felsenfundament, auf dem auch schwere Stürme des Daseins viel besser zu bestehen sind. Einen Beruf haben, heißt in der Sprache des Neuen Testaments von außen her angerufen sein. Das ist das Gegenteil von bloß eigenem Bemühen, eigenem Nachdenken, eigenem Entschluß, eigener triebhafter Neigung. Dort handelt es sich nicht um einen innermenschlichen Vorgang sondern um eine Angelegenheit zwischen zweien, zwischen dem Menschen und seinem Gott. Dieser hat jedem Sterblichen bestimmte Fähigkeiten geliehen, hat für ihn einen Lebensplan bereit und will ihn führen.

Von den Jüngern Christi heißt es nirgends, daß sie in einer Konferenz den Beschluß faßten, das Reich Gottes auszurufen. Sie wurden weggeholt und innerlich angetrieben. Christus selbst hat das Zimmermannshandwerk nicht verlassen, als menschliche Umstände ihm das nahelegten. Er tat es als Sohn Gottes in Uebereinstimmung mit dem Vater.

Es lohnt sich wohl, auch bei der Frage der Berufswahl diese Lehren der Bibel zu beherzigen. Jene wird oft durch alle möglichen falschen menschlichen Gesichtspunkte erschwert. Ganze Berufsarten läßt man links liegen, weil sie nicht standesgemäß erscheinen, weil man bestimmte Abneigungen hat. Dafür rücken dann Ausländer und Ausländerinnen in die Lücken. Diese wären weniger nötig, wenn man öfters hörte, was die innere Stimme sagt. Vor Gott gibt es keine Berufe, über die man die Nase rümpfen darf, sofern sie ehrlich sind. Vor ihm gibt es kein Ansehen der Person. Es bedeutet eine unendliche Befreiung, wenn die rechte christliche Dienstbereitschaft gegenüber dem Volksganzen bei der Berufswahl mitsprechen darf. Solche hat auch die Verheißung, daß der allmächtige Schöpfer sein Geschöpf nicht im Stiche läßt, sondern daß er noch Mittel und Wege weiß, wovor uns alles dunkel ist. Die alten Eidgenossen lebten hinsichtlich des äußern Komfortes so viel einfacher als wir Menschen der Gegenwart. Aber ihre Kraft, sich in einem rauhen Leben durchzusetzen, ruhte letzten Endes auf diesem Felsenfundament des christlichen Gottesglaubens. Das gehört auch zur Ueberwindung der heutigen Krisis, daß wir in der Gegenwart wieder lernen, in allen Lebenslagen, besonders auch in den Zeiten der Berufswahl, des Kampfes um eine Position im Leben, der Abwehr wirtschaftlicher Gefahren, innerlich verbunden zu bleiben mit dem, der uns ins Leben ruft, der uns bestimmte Gaben verlieh und der uns zu seiner Zeit wieder wegholt. Wo dieser unsichtbare Berufsberater mit dabei ist, da werden junge Menschen, werden auch alte köstlich belohnt für ihre Treue im Hören.